

Interview: Stephan Landis, Bilder: Gion Pfander  
Ist Bullinger nur ein grosser Mann der  
Vergangenheit, oder sind seine Positionen  
zu Kirchenleitung, Lehre, Pfarramt  
noch heute relevant für die reformierten  
Kirchen und für seinen «Nachfolger»,  
den Zürcher Kirchenratspräsidenten  
Ruedi Reich?



# Der Nachfolger des Nachfolgers

Reformierte Presse: Sie sind in gewisser Weise der Nachfolger Heinrich Bullingers in der Leitung der Zürcher Kirche, im «Antistesamt». Bullinger selbst hat einerseits ein synodales Kirchenordnungsmodell befürwortet, andererseits in der Praxis eine starke Führung ausgeübt. Wie sehen Sie in diesem Bereich das Erbe Bullingers, auch im Hinblick auf aktuelle Diskussionen um ein reformiertes Bischofsamt?

Ruedi Reich: Synodales Modell und geistliche Leitung widersprechen sich nicht. Bullinger hat geistliche Autorität, eine im besten Sinn bischöfliche Funktion, wahrgenommen. Er leitete die Synode und führte gleichzeitig das Erste Pfarramt am Grossmünster. Den Exponenten der Zürcher Kirche wollte man damals auch als Prediger hören.

Für mich persönlich – ich habe Bullinger nicht erst jetzt im Jubiläumsjahr entdeckt – ist diese

Verbindung Vorbild: Dass Ende der sechziger Jahre für das Kirchenratspräsidium ein Vollamt geschaffen wurde, das in keiner Weise mit regelmässigem Predigtamt und so mit einer Kirche und Kirchgemeinde verbunden ist, ist für mich unbegreiflich und widerspricht der Tradition der reformierten Kirche. Die Aufgaben des Kirchenratspräsidenten sind nicht einfach administrative. Sowohl innerhalb unserer eigenen Kirche wie auch im ökumenischen Kontext und gegenüber Öffentlichkeit und Staat wird er oft als «Stimme der Kirche» wahrgenommen. Ich versuche, mein Amt mit seiner weltlichen Bezeichnung «Kirchenratspräsident» bewusst als Theologe wahrzunehmen. Und obwohl nach der Zürcher Kirchenordnung auch Laien das Kirchenratspräsidium übernehmen könnten, wurden bisher immer Theologen gewählt. Dies zeigt den klaren



## „Synodales Modell und geistliche Leitung widersprechen sich nicht.“

Willen der Synode, die ihrerseits zum grössten Teil aus «Laien» besteht, dieses Leitungsamt einem Theologen anzuvertrauen. Die Frage der Amtsbezeichnung halte ich für unwichtig. Im Kanton Zürich weiss man, dass der Kirchenratspräsident Pfarrer ist und dass er nicht einer Kirchgemeinde vorsteht.

Für die Reformatoren, auch für Bullinger, war ein gemeinsames Bekenntnis zentral. Wird in unserer Kirche ohne verbindliches Bekenntnis lieber über die Einigung in den Bräuchen als in Glaubensfragen diskutiert?

Ich würde es noch härter sagen: Wir sind uns oft nicht einmal mehr einig über gemeinsame Bräuche. Dass der liturgische Gebrauch des Bekenntnisses im 19. Jahrhundert ins Belieben der Pfarrer gestellt wurde, halte ich für einen Fehler. Dies hat zu einer Entwicklung beigetragen, die die Reformatoren gerade vermeiden wollten, nämlich zu einer Steigerung der Bedeutung der einzelnen Amtsträger, letztlich noch über das Gewicht des mittelalterlichen Sakramentsspenders hinaus. Der Pfarrer entschied jetzt sogar über Gebrauch oder Nichtgebrauch eines Bekenntnisses von grosser ökumenischer Tragweite. Diese Fehlentscheidung hängt wohl auch damit zusammen, dass man das Apostolikum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eigentlich fundamentalistisch missverstanden: Bekenntnisse müssen aber immer wieder interpretiert werden. Sie können der Gemeinde nicht einfach aufgezwungen oder vorenthalten werden, je nach Gusto des Pfarrers. Von diesem liturgischen Gebrauch der altchristlichen Bekenntnisse sind die Bekenntnisse der Reformation, zum Beispiel das Zweite Helvetische Bekenntnis Heinrich Bullingers, zu unterscheiden. Solche Bekenntnisse sind Referenzpunkte für den theologischen Dis-

kurs und haben da ihre Bedeutung. Unsere reformierten Schweizer Kirchen haben leider auch diese Bekenntnisse in Vergessenheit geraten lassen.

Bullinger lag die «Prophezei», die Vorläuferin der theologischen Fakultät, als theologische Schule für den Gemeindedienst am Herzen. Wie beurteilen Sie denn die Lockerung des Verhältnisses von theologischer Lehre und Kirche?

Da müsste man zum Teil in der Vergangenheitsform reden. In den siebziger und achtziger Jahren bestand tatsächlich ein Trend zur institutionellen Lockerung des Verhältnisses. Aber die Entwicklung in den letzten zehn Jahren stimmt mich hoffnungsvoll. Ich höre vermehrt von theologischen Arbeitsgruppen in der Pfarrerschaft. In der Weiterbildung der Pfarrerschaft gewinnen theologische Themen an Bedeutung. Das Verhältnis zur Zürcher Fakultät ist sehr gut. Wir merken, dass es der Fakultät wichtig ist, unsere Meinung – etwa bei Berufungen – zu hören. Dabei machen wir keine Kabinettspolitik, sondern handeln in der gemeinsamen Sorge um die Präsenz der reformierten Tradition und im heutigen religiösen Diskurs.

Bullinger hat, über Zwingli hinaus und zum Teil gegen Calvins Lehre vom vierfachen Amt, das Pfarramt als das eine Amt der Verkündigung stark gemacht. In Zürich geht die Entwicklung eher Richtung funktionelle Auffächerung. Wie sehen Sie das?

Wichtig ist für die reformierte Kirche, dass Konzepte der Reformatoren nicht gesetzlich übernommen werden. Das «vierfache Amt» Calvins warnt uns vor Pfarrerrzentriertheit unserer Kirche. Bullinger zeigt stärker die Vielfalt im Pfarramt selber. Gerade von daher halte ich die Ausdifferenzierung von theologischen und diako-

Ich sehe das  
Pfarramt als Ein-  
heit, als Beruf,  
der zugleich  
Berufung ist.



nischen Schwerpunkten für eine Chance, auch wenn Abgrenzungen weder einfach vorzunehmen noch hilfreich sind. Probleme sehe ich eher bei einer zu starken Spezialisierung im theologischen Bereich selbst. Manche jungen Theologinnen und Theologen ziehen ein Spezialpfarramt dem Gemeindepfarramt vor. Ich sehe das Pfarramt aber als Einheit, als ein Ganzes, als Beruf, der zugleich Berufung ist. Hier ist das Gemeindepfarramt in seiner Vielfalt eine besondere Herausforderung. Aber ob nun Gemeinde, Spital oder Gefängnis, wichtig ist, dass man etwas vom inneren Feuer spürt, ohne das man nicht Pfarrer oder Pfarrerin sein kann.

Bei der Diskussion um Bullinger spielt sein hartes Vorgehen gegen die Täufer eine wichtige Rolle. Wie beurteilen Sie diese Frage und die geplante Aussöhnung im Jubiläumsjahr?

Den Umgang mit den Täufern bei Zwingli und Bullinger beurteile ich aus heutiger Sicht als einen Verrat am Evangelium. Dem hat sich auch die Zürcher Kirche zu stellen. Man sollte aber auch nicht in umgekehrtes Schwarz-Weiss-Denken oder in Selbstzerfleischung verfallen. Von meinem Elternhaus her verstehe ich volkshkirchliche und freikirchliche Tradition nicht als Gegensätze, sondern als Ergänzung. Viel habe ich auch vom Kirchenhistoriker Fritz Blanke gelernt, der das evangelische Grundanliegen des Täuferturns würdigte, aber seine Distanzierung von der Gesellschaft – Ablehnung der Übernahme irgendeines öffentlichen Amtes – klar kritisiert. Im Vordergrund der Begegnung mit den Mennoniten, den Nachfahren der Täufer, steht darum nicht irgend ein Versöhnungsritus, sondern das sorgfältige Gespräch über unsere je eigene und gemeinsame Verantwortung in einer multikulturellen Gesellschaft.

Wie steht es heute um die internationale Dimension und um die Ausstrahlung der Zürcher Kirche, die ja bei Bullinger mit seinen vielfältigen Kontakten in ganz Europa sehr prominent war?

Zürich hat in der Bullingerzeit eine Führungsfunktion innegehabt innerhalb der reformierten Kirche in Europa. Später hat Genf diese Rolle übernommen. Seither hat sich natürlich viel verändert, und die Stärke der reformierten Kirchen liegt eher in der Gemeindebezogenheit. Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass man sich im 19. Jahrhundert eher an Zwingli orientierte, aus ihm einen «liberalen Theologen» und einen «vaterländischen Heros» machte. Bullinger, der sich für eine Reduktion auf Vaterland und Kirchturnpolitik denkbar schlecht eignet, wurde weitgehend vergessen. Die Zürcher Kirche hat aber auch im 20. Jahrhundert zeichenhaf in die Schweiz und die Welt hinaus gewirkt. Ich denke etwa an den Flüchtlingspfarrer Paul Vogt oder an die enge Verbundenheit mit dem Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz, das seinen Sitz in Zürich hat. Die weltweiten Verbindungen, die sich daraus ergeben, sind uns wichtig. Für die reformierten Kirchen der Schweiz tragen wir auch eine Institution wie den Theologischen Verlag Zürich und Projekte wie die Zürcher Bibelübersetzung. Ich glaube zudem, dass das Bewusstsein in den Gemeinden für die internationale Dimension des Christseins zugenommen hat. Die Menschen nehmen teil an der globalisierten Welt und merken, dass dies etwas mit dem Evangelium und unserer Tradition zu tun hat. Dies ist aber keine spezifische Zürcher Angelegenheit. Schweizerischer Evangelischer Kirchenbund und Reformierter Weltbund, Hilfswerke und Missionen – mit ihnen sind wir verbunden. Sie weisen uns hin auf die weltweite Dimension und Verantwortung der reformierten Kirche – ganz im Sinne Heinrich Bullingers.